

## Eine Reise nach dem Süden von Nias.

Von

Missionar H. Sundermann in Dahana (Nias).

Schon seit lange hatten wir unsere Augen auf den Süden der Insel gerichtet, betreffs Ausbreitung unserer Mission dorthin. Vorläufig war ein allmähliches, schrittweises Vorgehen geplant, doch ein solches erwies sich als unausführlich, da die Bevölkerung in den von hier zunächst südlichen Gegenden, d. h. wenn man etwa Bawō desölō noch zur hiesigen Gegend rechnet, wenigstens in der Nähe des See-strandes, auf die wir doch im Anfange mehr oder weniger angewiesen sind, zu wenig zahlreich ist.

Da reifte im Jahre 1880 infolge einer Reise, die der damalige Kontrolleur von Nias nach dem Südende der Insel machte, in meinem Amtsbruder Thomas auf Ombölata der Entschluß, sich der Deputation für die Errichtung einer Station dort zur Verfügung zu stellen, worauf dieselbe mit Freuden einging. Dann wurde von den Brüdern Thomas und Fehr eine Untersuchungsreise gemacht, und als diese günstig ausfiel, die Übersiedelung beschlossen und im März 1883 von Thomas, in Gemeinschaft mit dem inzwischen hier angekommenen Lagemann, ausgeführt.

Nun hätte ich schon lange gern die Sache dort auch einmal in Augenschein genommen, allein verschiedene Umstände verzögerten die Reise doch bis zum Januar 1885. In diesem Monate kam der junge de Weerd, der ebenfalls für den Süden bestimmt war, hier an, und ich konnte nun die Gelegenheit wahrnehmen und denselben dorthin begleiten. Die Reise mußte zur See gemacht werden, mit unserm Missionsschiffchen „Denninger“. Da nun aber eine solche Seereise sich länger ausdehnen kann, als man vorher beabsichtigt, so mußte ich mich immerhin darauf gefaßt machen, daß ich etwa einen Monat von meiner Station abwesend sein könne, zumal der „Denninger“ während meiner Anwesenheit im Süden noch eine andere Fahrt zu machen hatte, um Bretter zu holen. Aus diesem Grunde zog ich es vor, Frau und Kinder nicht so lange allein hier zu lassen, sondern dieselben für die Zeit zu den Geschwistern Fehr nach Ombölata überzusiedeln.

Nachdem de Weerd sich einige Tage auf Gunung Sitoli aufgehalten und dann auch unsere übrigen Stationen hier besucht hatte, brachen wir am 16. Januar auf nach dem Süden. Des Morgens in aller Frühe verließ ich mit meiner Familie die Station, die ich dem Herrn und treuen Wächtern befahl. Eine Strecke Weges begleitete ich meine Lieben nach Ombölata zu und begab mich dann nach Gunung Sitoli, zur Abfahrt nach dem Süden, womit es indessen doch noch nicht solche Eile hatte. Der „Denninger“ lag noch in der Flußmündung und konnte des niedrigen Wasserstandes wegen nicht aus-

laufen. Erst im Laufe des Tages ward dies möglich, aber das Steueruder stieß auf den Grund und fiel aus den Angeln. Glücklicherweise gelang es, dasselbe wieder einzuhängen, doch hatte der Schiffsführer Domacsie dabei so viel Seewasser geschluckt, daß es ihm keineswegs angenehm dabei zu Mute war.

Nun mußten noch allerlei Sachen eingeladen werden und die Schiffsleute gaben vor, auch noch Ballast einnehmen zu müssen und zeigten gar wenig Lust, noch am selben Abend abzufahren. Hätte ich nicht stramm darauf gedrungen, so würde es wohl nicht geschehen sein. Gegen Mitternacht begaben wir uns an Bord und lichteten dann auch bald die Anker.

Eine Nachtfahrt ist, solange man sich auf dem Verdecke aufhalten kann, in diesen südlichen Meeren herrlich, besonders wenn man noch dazu den zauberischen tropischen Mondschein hat. Dagegen ist es eine schwere Aufgabe, den Tag in der glühenden Sonne auf einem solchen kleinen Fahrzeuge zu verbringen, vollends, wenn man Windstille hat, oder wenn der Wind ungünstig ist.

In der Nacht kamen wir nicht bedeutend und am andern Morgen nur noch sehr wenig voran. Bald mußten wir in der Gegend von Gidö ankern und günstigeren Wind abwarten, um um das Kap Lambaru herumzukommen. So lagen wir denn da in der Tropensonne, und wenn wir auch nicht gerade seekrank zu nennen waren, so fühlt man sich doch auf einer solchen schaukelnden Nußschale kaum so wohl als auf dem festen Lande. Das Trinkwasser ist lau und schmeckt schlecht und vom Essen ist auch keine Rede, wenn man nur so einen Schritt zwischen sich und der Seekrankheit hat. — Bis zum andern Morgen ging es nun leidlich voran, so daß wir mit Tagesanbruch die Söma-Inseln passierten. Es war Sonntag und wir hatten das Vergnügen, daß wir wenigstens in, wenn auch langsamer, Fahrt blieben. de Weerd hatte auf zwei Stühlen auf dem Verdecke geschlafen, wenigstens eine Zeit lang, da es ihm in der Kajüte zu heiß und zu dumpfig war, dafür hatte er aber auch der unbequemen Lage wegen über Rippen-schmerzen zu klagen.

Im Laufe des Nachmittags erreichten wir Balaeka, wo wir anzu-legen hatten, um Bretter zu bestellen für die Brüder im Süden. Wie freut man sich, wenn man nach zweien solcher Tage einmal wieder festen Boden unter den Füßen hat und sich an einem frischen Bade erquicken kann. Wir ließen uns denn auch nicht lange dazu nötigen. Wir badeten im Meere, welches an dieser Stelle einen sehr flachen sandigen Strand hat, so daß man sich ziemlich weit hineinwagen kann, ohne die gefräßigen Haie fürchten zu müssen. In der Nähe des Strandes fanden wir ein kleines Sturzbad, unter dem wir uns das Seewasser wieder abspülen konnten. Jetzt erst mundete mir eine Schüssel Reis mit Huhn, die ich mir mit ans Land genommen hatte, als man nicht mehr bei jedem Bissen hin- und herschwankte.

Nahe am Meere findet man dort keine Dörfer, auch die malaiischen Ansiedelungen reichen nicht so weit nach dem Süden, der „Kopf, schneller“ wegen. Nur ein Schuppen stand am Strande, wohin die

Leute mehr aus dem Innern Holz oder besonders Bretter, die dort einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden, bringen. Hier fanden wir eine Anzahl Leute, so daß wir unsere Bestellung ausrichten konnten. Der Dialekt ist dort noch nicht zu sehr von dem hiesigen verschieden, so daß ich mich mit den Leuten ziemlich bequem unterhalten konnte. Sie erzählten von vielen Krankheiten und daß sie auch wohl einen Missionar dort haben möchten, um von ihm Arznei zu bitten. Die Bretter bringen sie auf beschwerlichen Wegen über das Gebirge, das gleich in der Nähe des Meeres ziemlich jäh ansteigt.

Mit herannahendem Abend begaben wir uns wieder an Bord unseres „Denninger“, fuhren aber in der Nacht nur eine kurze Strecke, da die Schiffsleute behauptete, doch den Eingang in die Bai von Telok dalam in der Nacht nicht finden zu können.

Als es Tag wurde, befanden wir uns gegenüber den berüchtigten Räuberdörfern von Hazingö. Hier ist es nicht ganz geheuer und man mag deshalb wohl etwas vorsichtig sein in jenen Gegenden, damit man mit den Räubern nicht zu nahe Bekanntschaft mache.

Ich selbst fühlte mich unwohl und verspürte etwas Fieber in meinen Gliedern, weshalb ich es für ratsam hielt, eine Gabe Chinin zu nehmen. Mit leichtem Winde erreichten wir im Laufe des Morgens die Bai Telok dalam, wo uns bereits von weitem das einsam am Strande stehende Missionshaus sichtbar wurde. Das nächste Dorf, Bawö Lowalangi, liegt etwa 10 Minuten entfernt auf dem Hügel, aber meist unter Kokospalmen versteckt.

Am Landungsplatze empfingen uns Thomas und das Ehepaar Lage-mann. Frau Thomas lag krank auf dem Kanapee, als wir das Haus betraten. Die Station ist nachher noch auf den Hügel, in die Nähe des Dorfes verlegt worden. Am Strande lag dieselbe nicht gerade günstig, aber man kann im Anfange nicht immer dahin bauen, wohin man gern möchte. Das Haus stand so tief, daß bei starkem Regenwetter der ganze Platz überschwemmt wurde, und noch dazu auf koraligem Grunde, der leicht Fieber erzeugt, und, was noch mit das Schlimmere war, die Station lag zu einsam und zu weit vom Dorfe entfernt.

Noch waren wir nicht lange im Hause, als bereits ein großer Zug Leute von Bawö Lowalangi herunterkam, alle bis an die Zähne bewaffnet, dies aber nicht unsertwegen, sondern weil sie mit dem benachbarten Hiligeho in Fehde lagen und nicht wagen durften, ihr befestigtes Dorf unbewaffnet zu verlassen.

Selbst ich, der ich doch kein Neuling im Lande bin, war erstaunt über diesen Aufzug. So etwas hatte ich hier im Norden der Insel noch nicht gesehen. An der Spitze der Häuptling Fösi aro, oder Boeaja ana'a (goldenes Krokodil), welch letzterer Name ihm bei Gelegenheit des letzten noch andauernden Krieges beigelegt wurde, wie denn die Namen vielfach wechseln, besonders nach erfochtenen Siegen. Der Häuptling ist ein starker, breitschultriger Mann mit einer tiefen Baßstimme. Ihm zur Seite befanden sich seine beiden Söhne, der ältere mit einem eisernen Helme und einem verwegenen pockennarbigem Gesichte, der jüngere, ein schwächerer, aber anziehender Junge, von 15

bis 16 Jahren, auch bereits einen Stutzen tragend. Die Kleidung ist, wie bei allen Niassern, sehr primitiv, Lendentuch und Jacke, beides von Baumbast, wiewohl auf das Nähen der letzteren mehr Sorgfalt verwandt ist als hier im Norden, insofern schon, daß man sie mit Stoff einfaßt. Die Waffen sind in perfektem Zustande, die Gewehre so blank, wie wenn sie in eine Kaserne gehörten, wenn es auch sonst nur Feuersteingewehre sind. Ebenso blinken Lanzen und Schwerter. Vielleicht etwa die Hälfte der Leute ist mit Gewehren versehen und diese tragen im Gürtel eine Reihe von Patronen.

In der Umgebung des Häuptlings befindet sich auch der Sprecher (si'ila = der Wissende), eine Art von Minister. Hier hieß derselbe La'imba (Eber) und war ein prächtiger Mann, der auch den Missionaren sehr zugethan war. Natürlich wurde ein Tanz aufgeführt zu unserer Begrüßung, wobei der Boden dröhnte unter den Tritten und Stimmen, was dem neuangekommenen Bruder de Weerd besonders interessant war.

Die erste Begrüßung, mit der man empfangen wird, heißt dort im Süden gewöhnlich: „Faniso Toea! Faniso sabe'e“ d. h. „Tabak, Großvater (Herr)! Starken Tabak!“ Sagt man: Ich habe keinen Tabak, so wird auf die Tasche gezeigt, in der man etwa ein Taschentuch hat, mit der Frage: „Ba hadöi ba döwa mbaroemö baka?“ d. h. „aber was ist das denn, da in deiner Tasche drin?“ „Taolo ma'ifoe Toea, mate na löö na faniso,“ d. h. „stehe uns ein wenig bei, Herr, wir sterben, wenn wir keinen Tabak haben!“ — Nachdem wir nun etwas Tabak gegeben hatten, zog dann die Gesellschaft bald ab.

Am folgenden Morgen hatten wir eine etwas kritische Sache zu verhandeln. Hierfür muß ich aber weiter zurückgreifen.

Als unser „Denninger“ seine vorige Reise machte und im Hafen Telok dalam lag, kam eines Nachmittags ein Häuptlingssohn mit einem Gefährten auf die Missionsstation und bat dort übernachten zu dürfen. Dieses aber erlaubten die Brüder niemand, aus besondern Gründen dem Volke im allgemeinen gegenüber. Dann bat der Genannte auf dem „Denninger“ im Hafen schlafen zu dürfen, zumal er auch den Schiffsleuten noch etwas zu sagen habe. Diesem Ersuchen hatten die Brüder nichts entgegenzusetzen und es wurde verabredet, daß man die beiden zum Abendessen, welches sie auf der Station einnehmen sollten, rufen wolle, was sehr gut geht, da der „Denninger“ ganz in der Nähe ankert.

Gegen 8 Uhr, wo es hier natürlich völlig dunkel ist, wurde ein Junge an den Strand geschickt, um zu rufen, und der Schiffskoch wurde beauftragt, die Leute mit dem Kahn ans Land zu bringen. Ganz in der Nähe des Schiffes aber schlägt der Kahn durch eine unglückliche Bewegung eines der Insassen um und die beiden des Schwimmens unkundigen Leute ertrinken. Nur der Koch konnte sich an den Kahn anklammern und vom Schiffe aus gerettet werden. Der Unfall fand statt angesichts des Ufers, sozusagen auf dem flachen Strande. Ich selbst bin bei meinem Dortsein vom „Denninger“ aus ins Meer gesprungen und ohne irgendwelche Mühe ans Land geschwommen.

dort  
den  
aten.  
den,  
ante.  
inen  
Die  
das

eres  
die  
alam

gen  
man  
man

inen  
nen.  
Bai  
ste-  
owa-  
nter

age-  
Haus  
Nähe

rade  
ohin  
gen-  
oral-

lim-  
ernt.  
Zug

be-  
ach-  
gtes

aunt  
nsel  
eaja  
heit

die  
Der  
Baß-  
tere  
Ge-

15

Nun waren natürlich sowohl die Brüder, als auch die Besatzung des Schiffes in großer Bedrängnis. Was werden die Verwandten sagen, zumal der eine der Verunglückten ein Häuptlingssohn ist, und zwar der Stiefsohn eines der berichtigsten Häuptlinge, des Hela ba danö von Hili zi hönö? Wird man nicht in heidnischem Mißtrauen vermuten, die Leute seien absichtlich umgebracht worden, da niemand den Vorfall mit angesehen hat und die Leichen auf dem Meeresgrunde liegen? Wird man nicht blutige Rache nehmen? Diese und andere Fragen wurden erwogen, um so mehr da die Südniasser nicht mit sich spaßen lassen und womöglich, wie man sagt, bei dergleichen Gelegenheiten erst einige Leute in Stücke zerhacken, um dann erst die Verhandlung zu beginnen.

Die Lage der Geschwister wurde nur um so kritischer, als sich der Führer des „Denninger“ gleich bei Nacht und Nebel mit dem Schiffe aus dem Staube machte und nach Gunung Sitoli zurückkehrte, was mit Schrecken erst bemerkt wurde, als der Tag anbrach. Nichtsdestoweniger sandten die Brüder gleich Nachricht an die Verwandten der Ertrunkenen und ließen sie zu sich kommen, zugleich aber ließen sie auch den Häuptling von Bawö Lowalangi rufen mit seinen Leuten, zu ihrem etwaigen Schutze. Die Verhandlung verlief mit Gottes Hilfe glücklich und man schien soweit wirklich zu glauben, daß die Ertrunkenen, deren Leichen nun von Leuten von Bawö Lowalangi aufgefunden wurden, auf die berichtete Weise ums Leben gekommen seien, nur forderte man den Nachlaß. Diesen aber hatten die Schiffsleute mitgenommen nach Gunung Sitoli und dort noch nicht einmal darüber berichtet; auch gestanden sie nicht ein, daß sie ohne Erlaubnis der Brüder vom Süden abgefahren seien. Natürlich fürchteten wir hier für die Sicherheit der Geschwister und baten gleich den holländischen Beamten, doch ein Kreuzboot nach dem Süden zu senden, was derselbe auch bereitwillig that. Erst als der Kreuzer zurückkam, erfuhr man hier von dem Nachlasse der Ertrunkenen, worunter sich auch noch eine Summe Geldes befunden haben sollte. Die Schiffsleute leugneten dasselbe gefunden zu haben. Im übrigen bestand der Nachlaß in einem Schwerte und einigen Kleidungsstücken, eine Dose war ebenfalls nicht zu finden. In bezug auf das Geld entschied der holländische Beamte dahin, daß die Schiffsleute dasselbe zurück zu erstatten hätten. Die Sachen nahmen wir nun bei unserer Fahrt nach dem Süden mit.

Am Morgen nach unserer Ankunft sandte Thomas hin und ließ den Bruder des ersten der Ertrunkenen rufen, der dann auch bald erschien mit einigen Leuten. Die Sachen und das Geld wurden ihm nun eingehändigt, aber er behauptete, wie zu erwarten gewesen, dies sei nicht alles und auch das Geld sei nicht die ganze Summe. An den Schwertern befindet sich gewöhnlich ein großer Knäuel von allerlei Dingen, Krokodilzähnen u. s. w., der vorzüglich als Mittel dient, um Regen zu machen und zu vertreiben. An diesem Knäuel nun fehlte bei dem vorliegenden Schwerte ein großer Krokodilzahn, so daß eine große ins Auge fallende Lücke vorhanden war, und ich sehe den Empfänger noch lebhaft vor mir, wie er mit eiserner Miene, mit dem

geladenen Gewehre neben sich, vor uns sitzend auf diese Lücke wies, mit der Frage: „Und wo ist denn das?“ Ich kann nicht leugnen, daß die ganze Erscheinung des wilden Heiden so war, daß es einem wohl etwas kalt über die Haut laufen konnte.

Es wurde ihm nun bedeutet, daß wir über die Sachen keine weitere Auskunft geben können, da wir sie so aus den Händen des holländischen Beamten erhalten haben und zwar versiegelt, er möge dann, wenn wir zurückkehrten, mit uns nach Gunung Sitoli fahren und sich dort erkundigen, womit er sich vorläufig zufrieden gab.

In den ersten Tagen fühlte ich mich dort in Telok dalam noch recht schwach vom Fieber. Erst nach einiger Zeit konnte ich es wagen, abends in der schönen Bai Seebäder zu nehmen, wobei man sich doch noch ein wenig im Schwimmen üben kann, was de Weerd und ich denn auch thaten.

Erst am Sonntage gingen wir alle miteinander in das Dorf Bawö Lowalangi hinauf. Es ist ein ziemlich steiler Weg, d. h. was den letzten Teil desselben betrifft. Stellenweise hat man geradezu steinerne Treppen angelegt, die aber sehr höckerig sind. Eine Strecke unterhalb des Dorfes am Wege befindet sich eine prächtige Badeanstalt mit herrlichen Sturzbädern, mit Steinen ummauert und für Männer und Frauen geschieden. Als wir hinaufgingen, war eben die Zeit, daß man zum Baden und Wasserholen ging und so begegneten wir ganzen Zügen von Frauen, die zu diesem Zwecke auszogen, mit ihren Wasserbonebu auf dem Rücken. Da man sich aber auf Kriegsfuß befand, so konnte dies alles nur unter bewaffneter Bedeckung geschehen. An verschiedenen Stellen des garnicht so langen Weges hatte eine Anzahl Männer mit geladenen Gewehren resp. mit Lanze, Schwert und Schild Posto gefaßt, da man jeden Augenblick einen Überfall von den Feinden erwarten durfte.

Das Dorf selbst ist mit einer Steinmauer umgeben, die man in Kriegszeiten dann noch mit einer Bambuhecke versieht. In der Nähe der Thore, deren sich eins an jedem Ende des Dorfes befindet, ist die Mauer sehr hoch und die Thoröffnung befindet sich hoch oben darin, sodaß man, mindestens von außen, oft aber auch von innen eine Leiter nötig hat, um den Eingang zu gewinnen. Von innen werden die Thore mit Hölzern verrammelt und dahinter steht ein Posten mit Gewehr.

Als wir oben ankamen, waren wir in Schweiß gebadet und mußten uns erst in dem Wachthäuschen neben dem Thore umkleiden, um uns in dem Zuge auf dem Hügel nicht zu erkälten. Die Häuser stehen in zwei Reihen einander gegenüber, mit breiter Straße dazwischen, die sonst wohl ordentlich gepflastert ist, hier aber noch sehr holperig war, mit allerlei Steingeröll bedeckt. Wir begaben uns in das Haus des Häuptlings, etwa in der Mitte des Dorfes, in dem sich bald eine ansehnliche Schaar Männer und Knaben versammelte, denen Br. Thomas eine kurze Predigt hielt über das Wort: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“

(Ev. Joh. 3, 16), — der sie mit leidlicher Aufmerksamkeit zuhörten. Nach der Predigt machten wir einen Gang vor das Thor, um nach einem neuen Stationsplatze zu sehen, da Br. Thomas die Absicht hatte, die Station zu verlegen in die Nähe des Dorfes und auch zugleich, um einen Überblick über die Gegend zu bekommen. Ein Mann, der mit uns hinausging, wagte dies nur, obwohl bewaffnet, wenn wir ihm erlaubten, sich in unserer Mitte zu halten, da er hier doch einigermaßen vor einem plötzlichen Überfall aus dem Dickicht sicher zu sein glaubte.

Als wir wieder ins Dorf zurückkehrten, hatte der Häuptling uns ein Essen bereitet. Da de Weerd und ich zum erstenmale dort waren, so mußte er uns doch bewirten. Es war ein Schweinchen geschlachtet und Reis gekocht worden, alles ordentlich und nett zubereitet, so daß man mit Appetit davon essen konnte. Dabei ermunterte der Häuptling: „A gate, Toea, ami“, d. h. „Iß Leber, Tuan, dies schmeckt gut.“ Nach dem Essen begaben wir uns wieder auf die Station zurück.

Am Dienstage früh machten wir uns allesamt auf den Weg nach dem 2—3 Stunden entfernten Mazingö, um womöglich den Platz für die neue Station der Brüder Lagemann und de Weerd zu bestimmen, die sich dort niederzulassen gedachten und dies auch später ausführten. Zuerst geht man am Strande der Bai entlang, wo man auf dem Sande einen guten Weg hat. Dann muß man über eine Landzunge, auf welcher man in fast knietiefem Moraste hie und da so zu sagen stecken bleibt. Stiefeln und Schuhe bringt man kaum wieder heraus, und geht man mit bloßen Füßen, so verwundet man sich an dem in dem Schlamme steckenden unsichtbaren Holze. Endlich erreichten wir zu unserm Troste wieder den Seestrand, wo man sich in der Mündung eines kleinen Flusses, der zu passieren ist, den Schlamm abwaschen kann. Von hier geht es nun wieder unaufhörlich den Strand entlang und mit Ausnahme der Stellen, wo man scharfe Korallenfelsen, oder zu tiefen Kies hat, ist der Weg gut und angenehm, auch verhältnismäßig luftig, des frischen Windes wegen vom Meere her. Die Felsen reichen weit ins Meer hinein, so daß zur Zeit der Ebbe weithin alles trocken wird. Natürlich bleibt in den Vertiefungen aber stets Wasser stehen und hier vergnügen sich dann die kleinen nackten niassischen Jungen, indem sie die zurückgebliebenen Fischchen aufspießen. Sie bedienen sich dazu einer Rippe des Palmblattes und eines kleinen Brettchens als Schlägel. Indem sie die erstere mit der Spitze dem Fischchen gegenüber halten und so auf dasselbe zielen, thun sie mit dem Schlägel einen Schlag auf das andere Ende, und wenigstens sehr oft ziehen sie das Tierchen durchspießt aus dem Wasser heraus, welches dann wohl sofort, noch zappelnd, im Munde des kleinen Fischers, als des besten Aufbewahrungsortes, verschwindet. Am Strande findet man auch viele Muscheln, die aber leider meist durch die Wellen auf den Steinen zer schlagen sind. Auch Reiher spazieren auf den Korallen umher und suchen nach Fischen, indessen gelang es nur dem Thomas bei unserer Rückkehr einen zu erlegen.

Nach etwa zweistündiger Wanderung erreichten wir das Dorf

Bawō záola, welches auf einer geringen Erhöhung dicht am Strande liegt. Wir kehrten indessen nicht ein, sondern sandten nur einen Jungen zur Bereitung unseres Mittagessens, da wir erst noch das etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden weiter liegende Dorf Hili ganōwō besuchen wollten. Vor Bawō záola liegen 2 gewaltige Felsen, wie eines Tages vom Lande losgerissen, vom Meere umspült; der eine hat sogar noch einen Durchgang, wie eine Art Thorweg. In der Nähe mündet auch der Fluß Sáola, dessen eigentliche Mündung auf dem Strande aber sehr enge ist, und auch nicht tief, so daß wir ihn ohne besondere Mühe passieren konnten.

In nicht geringer Hitze und nicht wenig in Schweiß gebadet, erreichten wir Hili ganōwō. Auf dem Wege hatten wir am Strande den wunderschönsten Kies, wie man ihn sich in Europa für die Wege eines herrschaftlichen Parkes nicht schöner wünschen könnte. Nach Hili ganōwō selbst geht es auf einer langen steilen Steintreppe, direkt vom Strande aus, in die Höhe. Und diese Treppe, auf der man auszugleiten und hinunter zu stürzen fürchtet, müssen die Leute, besonders die Frauen, täglich vielleicht wiederholt passieren, da sie nur unten am Strande eine Quelle haben, von der sie, soviel ich weiß, alle ihr Wasser holen. Das Dorf ist im Winkel gebaut. Tritt man durch das Thor von der Seeseite hinein, so kommt man in eine enge Gasse, mit kleinen Häuschen, so daß man meinen sollte, man komme in eine Judengasse.

Die Hauptstraße ist breit, und hier fällt bald das Haus des Häuptlings Gaza (Elefant) durch seine übermäßige Höhe in die Augen. Daher ist dasselbe auch vom Meere aus zu sehen, aus den Palmen hervorragend. Der Platz, auf dem es steht, bildet bereits eine bedeutende Erhöhung der Straße gegenüber, aber auch die Säulen des Hauses sind von enormer Länge, wie ich sie bisher hier noch nirgends gesehen hatte. Dicker waren vielleicht noch die des Hauses des Häuptlings Oga am Ojó im Westen. Sieht man aus dem Hause Gazas auf die Straße hinunter, so hat man beinahe den Eindruck, als ob man sich auf einem kleinen Kirchturme befände.

Natürlich begaben wir uns, der Sitte gemäß, in dies Haus und wurden auch freundlich empfangen. Gaza selbst ist ein altes schwaches Männchen, er hat aber eine zahlreiche Nachkommenschaft. Er hat 20—30 Frauen, resp. hat sie gehabt und an 50 Söhne und Enkel. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Kanölö, ist ein ansehnlicher Mann, der auch sonst keinen übeln Eindruck macht.

Wir kleideten uns dort im Hause um und frühstückten, was wir natürlich alles in Gegenwart vieler Leute thun mußten, sodaß wir weidlich begafft und angestaunt wurden. Die Frauen und Mädchen standen rauchend, sich wundernd und ihre Bemerkungen über uns machend, in einiger Entfernung am Eingange zu dem Hinterraume. Bei dem Frühstücke setzte sich der alte Gaza auch zu uns und probierte unser Brot. Als er mein kleines Taschenmesserchen sah, bat er mich, ich möge ihn doch wieder besuchen und ihm dann auch so ein Messerchen mitbringen.



Der Alte und sein Sohn wollten die Brüder auch wohl aufnehmen, zur Gründung einer Station, allein es stellten sich dort andere Schwierigkeiten in den Weg und so mußte mit ihnen verhandelt werden, damit sie sich nicht beleidigt fühlen, wenn Bawō záola schließlich als Stationsplatz vorgezogen würde. Dies geschah nun, nach dem Frühstücke, mit Hilfe des síla Láimba von Bawō Lowalangi, der uns begleitet hatte und den Leuten sehr gut nach dem Munde schwatzen konnte. Sie gaben sich denn auch zufrieden mit unserm Plane, und wir konnten bald den Rückweg antreten, um in Bawō záola unsere Verhandlungen fortzusetzen.

Als wir hier ankamen, war der Häuptling Si dófa faha (der mit den klafferlangen Schenkeln) nicht zu Hause, er wurde indessen gerufen, und nachdem wir erst zu Mittag gegessen hatten, traf er ein. An Zuschauern beim Essen fehlte es uns natürlich wieder nicht, und als den Vornehmsten etwas Tabak gegeben wurde, stürmte alles, Kinder und Alte auf diese ein, um auch etwas mitzubekommen, wenn auch zusammengedrückt vielleicht noch nicht so groß wie eine Erbse.

Si dófa war bei seiner Ankunft still in das Hinterzimmer gegangen und ließ uns dorthin zur Audienz bescheiden. Es war ein recht netter reinlicher und großer Raum, mit einer Erhöhung am einen Ende, zum Sitzen oder Liegen. Hier saß der Alte in der Ecke, sich mit einem Fächer Kühlung zuwehend, da er noch erhitzt war von seinem Gange, und wir nahmen in seiner Nähe Platz. Nicht weit von ihm saß seine erste (Haupt-)Frau, eine recht würdige Matrone, mit grauem Haare und freundlichem Gesichtsausdruck. Hätte man sie in Europa gesehen, so würde man sie ihrem ganzen Typus nach leicht für eine Jüdin gehalten haben, auch war sie kaum dunkler wie eine solche. Ein kleines Mädchen, von ebenfalls sehr ansprechendem Typus, schmiegte sich an sie an. An den Wänden hingen mehrere blankgeputzte Gewehre, und auf einem Gestelle lag eine lange Reihe schön zusammengerollter Matten, für etwaige Gäste zum Schlafen, alles sauber und ordentlich.

Mit Si dófa wurde nun verhandelt, ob er es endgiltig genehmigen wolle, daß wir dort eine Station anlegten, und er erklärte sich bereit dazu, sagte aber dabei etwa folgendes: „Wenn ihr kommt, um uns die holkol Lowalangi (das Recht, den Weg Gottes) zu verkündigen, dann ist es uns recht, dann wollen wir unsere Häuser nebeneinander stellen, wir werden uns nicht einander umbringen und uns nicht gegenseitig bestehen. Kommt ihr aber, um uns rodi (Frondienst) aufzulegen, dann tobai,“ d. h. dann können wir dies nicht annehmen; und dabei machte er an seinem Halse mit der Hand die Bewegung des Abschneidens, womit er sagen wollte, dann sollten wir ihnen lieber den Hals abschneiden.

Nachdem wir uns auch noch den Platz angesehen hatten, auf dem die neue Station etwa errichtet werden könne, und zwar da, wo man die Ruinen eines zerstörten Dorfes sah, begaben wir uns auf den Heimweg und langten mit dem Einbruche der Dunkelheit wieder im Missionshause zu Telok dalam an.

Gerade an diesem Tage war nun auch unser Missionschiffchen

wieder angekommen mit einer Ladung Bretter von Balaeka. Am nächsten Tage wurde völlig ausgeladen und ich konnte nun auch an meine Rückreise denken. Nun mußte aber erst auch Sanani, der Bruder des einen Ertrunkenen, benachrichtigt werden, im Falle, daß er wirklich die Reise nach Gunung Sitoli zum holländischen Beamten mitmachen wolle. Es wurden also zwei Dienstleute der Brüder (Nordniasser) hingeschickt. Erst am späten Abend kehrten sie zurück und waren nicht wenig in Sorge gewesen, da man Miene gemacht hatte, sie als Geiseln festzuhalten, weil man den Führer unseres Schiffchens und den Koch fordere, um an ihnen vielleicht doch noch blutige Rache zu nehmen. Erst nachdem die Gesandten versprochen hatten, dieselben zu schicken, hatte man sie gehen lassen. Natürlich konnten wir aber diese nicht ausliefern und es schien uns das geratenste, daß ich nun noch am selben Abend mit ihnen unter Segel nach Gunung Sitoli gehe, um von dem holländischen Beamten womöglich wieder Hilfe zu erbitten. Freilich waren dafür die Geschwister, wenigstens in der Zeit, der Gefahr ausgesetzt, daß man sie angreife, resp. die Station zerstöre. Nachdem wir noch in gemeinsamem Gebete die Sache und besonders die Geschwister dem Herrn befohlen hatten, ging ich bei prächtigem Wetter und schönem Mondscheine an Bord und wir lichteten die Anker.

In der ersten Nacht kamen wir gut voraus. Einmal bekamen wir sogar eine starke Brise, sodaß sich unser „Denninger“ gehörig auf die Seite legte, leider aber dauerte dies nicht lange. Am nächsten Morgen und den ganzen Tag über hatten wir völlige Windstille, in der Nähe von Balaeka, und dabei eine so enorme Hitze, daß ich keinen angenehmen Tag verlebte und sogar von der Seekrankheit nicht frei blieb. Um so froher war ich, daß wir in der folgenden Nacht wieder eine gute Strecke zurücklegten, sodaß wir am Morgen das Kap Lambaroe erreicht hatten. Leider legte sich mit Sonnenaufgang der Wind abermals, aber zum Glück nicht so völlig, und wenn wir auch nur langsam vorankamen, so befanden wir uns doch mittags um 1 Uhr unserer Station Ombölata gegenüber und ich zog es vor, dort ans Land zu gehen, um nach Ombölata in die Arme meiner Lieben zu eilen, die ich dort bei den Geschwistern Fehr wufste.

Am nächsten Tage begab ich mich zu dem holländischen Beamten und bat ihn um ein Regierungsboot nach dem Süden, da den Brüdern vielleicht Gefahr drohe, welches er auch bereitwilligst sandte. Die ganze Sache hat dann den Geschwistern auch weiter keinen Schaden gebracht.

men,  
erig-  
amit  
ions-  
icke,  
eitet  
onte.  
nten  
ngen

mit  
ge-  
ein.  
und  
Kin-  
wenn  
rbse.  
ngen  
etter  
zum

inem  
nge,  
seine  
laare  
ehen,

ge-  
eines  
h an  
und  
llter  
lich.  
igen  
ereit  
uns

igen,  
nder  
gen-  
egen,  
labei  
Ab-  
den

auf  
wo  
den  
r im

ehen

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1889

Band/Volume: [7](#)

Autor(en)/Author(s): Sundermann H.

Artikel/Article: [Eine Reise nach dem Süden von Nias 38-47](#)